

## ZU VERGIL, ECL. III, 109. 110

et vitula tu dignus et hic et quisquis amores  
aut metuet dulcis aut experietur amarus<sup>1)</sup>.

Seit der Antike bis in die Gegenwart haben sich die Vergilkommentatoren um die Deutung dieser beiden Verse bemüht<sup>2)</sup>, ohne daß man zu einer wirklich befriedigenden Lösung der Schwierigkeiten gekommen wäre.

Die Hauptschwierigkeit des Textes liegt in den Worten „quisquis amores ... metuet dulcis“. Servius<sup>3)</sup>, als frühester Kommentator, versteht „metuet dulces: timebat pro dulcibus, ne eos amittat“. Diese Erklärung zeigt, daß Servius wohl zunächst das „quisquis metuet amores dulces“ verstanden hat als „wer auch immer die süße Liebe fürchtet“. Dieser Sinn des Satzes schien ihm aber nicht in den Zusammenhang der Ekloge zu passen, weshalb er dann interpretierte: „wer auch immer *um* die süße Liebe fürchtet, d. h. fürchtet, daß sie ihm genommen wird“.

Daß schon der antike Leser zunächst verstehen mußte „wer die süße Liebe fürchtet“, kann man auch daran erkennen, wie diese Verse in einen spätantiken Vergil-Cento eingefügt sind<sup>4)</sup>: In der Medea des Hosidius Geta heißt es am Schluß:

et longum, formose, vale, et quisquis amores  
aut metuet dulces, aut experietur amarus.

Medea ruft diese Worte dem Jason zu: „Leb wohl, Liebster, – und wer auch immer entweder (wie du) die süße Liebe fürchtet (d. h. sich ihr entzieht), oder ihre Bitterkeit erfährt.“ Man hat bisher diese Verse nur als Zeugen der Textüberlieferung herangezogen, weil sie das schwierige „metuet“ bezeugen, nicht aber beachtet, daß hier „quisquis amores metuet dulces“ heißt: „wer sich der süßen Liebe entzieht“.

---

1) so ist der Text einheitlich überliefert, und so hat ihn R. Sabbadini in seiner Edition der Bucolica (Rom 1930) übernommen.

2) ausführliche Zusammenstellung der Deutungsversuche bei G. Stégen, *Commentaire sur cinq Bucoliques de Virgile*. Namur 1957, S. 57ff.

3) Servius Grammaticus, *In Vergilii Bucolicon librum commentarius*. ed. G. Thilo, Leipzig 1887, S. 43.

4) *Anthologia Latina*, ed. F. Buecheler, A. Riese, E. Lommatzsch, I, 1. S. 79, Vers 460–61.

Aber nicht nur die antiken Nachwirkungen der Vergilverse, sondern auch die mittelalterlichen sollte man bei der Deutung der Verse berücksichtigen.

So findet man aus der Zeit, aus der die ältesten mittelalterlichen Vergilhandschriften stammen, bei den Dichtern um Karl den Großen etliche Gedichte mit bukolischem Inhalt und darunter eine Ekloge „*Conflictus veris et hiemis*“, ein Streitgedicht, in dem ebenfalls Palaemon der Schiedsrichter ist. Natürlich kann Palaemon den Streit nicht unentschieden ausgehen lassen (wie bei Vergil), sondern es siegt der Frühling, und dann sagt Palaemon (Vers 53 f.)<sup>5)</sup>:

tu iam dulcis amor, cunctis gratissimus hospes:  
omnia te exspectant ...

Hier findet sich kein Anklang an Gedanken wie „die süße Liebe fürchten“ oder „um die Dauer der süßen Liebe fürchten“. Palaemon drückt nur eine freudig erwartungsvolle Hinwendung zur Liebe aus. Wahrscheinlich wußte der Dichter mit diesen Vergilversen nichts anzufangen; er nimmt deshalb nur den Gegenstand dieser Verse, den *dulcis amor*, auf.

Auch Metellus von Tegernsee (12. Jahrhundert) hat anscheinend diese Verse nicht verstanden, denn in seiner 3. Ekloge<sup>6)</sup>, in der er die 3. Ekloge Vergils parodiert, tritt zwar am Schluß Palaemon auf und spricht die Kuh, um die Dameta und Menalca sich gestritten hatten, beiden zu, was hier bedeutet: er spricht sie keinem zu, sondern fordert die Streitenden auf, die Kuh Gott (d. h. dem Kloster) zu überlassen. Aber damit endet die Ekloge. Dem Metellus, der sonst virtuos Vergilverse zu parodieren versteht, ist zu diesen Versen nichts eingefallen.

Diese vier Stellungnahmen zu den Vergilversen in ihrer überlieferten Form (die des Servius, des Cento-Dichters, des karolingischen Dichters und des Metellus) kehren ähnlich in der gelehrten Diskussion um diesen Text immer wieder: Viele Interpreten folgen Servius, wie z. B. heute K. Büchner<sup>7)</sup>, der ebenfalls „*metuet amores dulces*“ versteht als „um die süße Liebe

---

5) *Poetae Latini aevi Carolini*, ed. E. Dümmler, Bd. 1, S. 272, unter den Gedichten Alcuins überliefert.

6) Peter Christian Jacobsen, *Die Quirinalien des Metellus von Tegernsee*, Untersuchungen zur Dichtkunst und kritische Ausgabe. Leiden und Köln 1965.

7) K. Büchner, *P. Vergilius Maro*. RE 2. Reihe 15. Hbd. Sp. 1193.

fürchten“. Als Stütze für diese Auffassung führt er Aeneis IV, 298 an: „omnia tuta timens“. Mit diesen Worten will jedoch Vergil keine allgemeine Charakterisierung eines Liebenden geben, zu dem es etwa gehört, aller Sicherheit zu mißtrauen, sondern (wie Büchner selbst sagt<sup>8)</sup>) es geht hier um die besondere Situation der Dido, deren durch die Liebe zur Hellsichtigkeit gesteigerte Sensibilität das kommende Unheil spürt, während noch alles den Anschein der Sicherheit hat. – In einer ähnlichen Situation befindet sich aber keiner der beiden Hirten der Ekloge, so daß einer von ihnen in vergleichbarer Weise um den Bestand seines Liebesglückes bangen würde. Zu so subtilen Empfindungen sind die handfesten Hirten dieser Ekloge gar nicht fähig, und auch der Palaemon ist von Vergil so entworfen (V. 35–59), daß man von ihm nicht gerade erwartet, daß er als Schlußwort alle diejenigen preist, deren Liebe in sich gefährdet ist. Aber auch abgesehen von diesen inhaltlichen Schwierigkeiten scheint es fraglich, ob man für den Ausdruck „metuere amores“ „timere omnia“ als sprachliche Parallele anführen kann. Denn metuere mit Akkusativ heißt bei Vergil sonst stets „sich vor etwas fürchten“<sup>9)</sup>. Daß in dem Ausdruck „omnia timens“ timere mit dem Akkusativ gebraucht ist, ist wohl durch den neutralen Begriff omnia bedingt, der im Dativ (dem Fall, der sonst das fürchten *um* etwas ausdrückt) nicht als solcher zu erkennen wäre.

Es ist deshalb doch recht unwahrscheinlich, daß Vergil an so exponierter Stelle, wie es ein Gedichtschluß ist, eine Formulierung verwendet hat, die so leicht mißverstanden werden kann. Zwar finden sich bei Vergil Verse mit Formulierungen, die mehrdeutig sind und auch von Vergil so gemeint sind. Das ist hier aber etwas anderes: hier kann der Vers (in der überlieferten Form) nicht auf zweierlei Weise verstanden werden, sondern nur verstanden oder mißverstanden werden.

Ähnlich wie der Cento-Dichter verfahren alle die Kommentatoren, die dem Vers dadurch einen Sinn zu geben versuchen, daß sie ihn in einen neuen Textzusammenhang stellen, d. h. daß sie den Sinn der ganzen vorangegangenen Ekloge so weit verändern, bis er zu dem von ihnen angenommenen Sinn der Verse 109. 110 paßt. Als heutiger Vertreter dieser Richtung kann wohl G. Stégen<sup>10)</sup> gelten, der meint, Vergil habe mit dem „quisquis

8) a. a. O. Sp. 1370.

9) H. Merguet, Lexikon zu Vergilius, Leipzig 1912, s. v. metuere.

10) a. a. O. S. 18 f.

etc.“ alle diejenigen seiner zukünftigen Leser gemeint, die sich ganz in die Gefühle der Hirten hineinversetzen können und von Furcht und Mitleid (*metuet ... experietur*) ergriffen werden. Stégen unterstellt damit Vergil, daß er seine Eklogen mit der gleichen Anteilnahme gelesen wissen wollte, wie sie Aristoteles bei den Zuschauern einer Tragödie voraussetzt.

Um diese Deutung als angemessen zu erweisen, muß Stégen die unbefangenen munteren Wechsellieder der Hirten zu Aussagen glücklicher oder unglücklicher Leidenschaft dramatisieren, deren Nachvollzug für den Leser schon den Lohn in sich tragen soll. (So versteht Stégen das „*et vitula tu dignus et hic et quisquis*“). Daß in diesen Versen, wenn man sie für sich nimmt, etwas Dramatisch-Tragisches liegt, hat wohl auch den Cento-Dichter dazu veranlaßt, diese Verse als Schlußverse seiner *Medea* zu wählen. Und auch Büchner denkt dabei ja gleich an die *Dido*-Tragödie in der *Aeneis*. Aber als Schlußverse dieser 3. Ekloge scheinen sie, so verstanden, doch etwas befremdend.

Eine dritte Art der Auseinandersetzung mit diesen Versen ähnelt derjenigen des karolingischen Dichters: wie dieser dem Palaemon Worte in den Mund legt, die eine freudige Bereitschaft zur Liebe ausdrücken, so haben auch immer wieder Philologen versucht, die Verse so abzuwandeln, daß sie positivere Aussagen über die Liebe enthalten, als man sie dem überlieferten Text entnehmen kann.

So hat z. B. O. Ribbeck<sup>11)</sup> den Text folgendermaßen geändert:

... *et quisquis amores*  
*hau temnet dulcis haut experietur amarus.*

Das heißt etwa: „und wer auch immer die süße Liebe nicht verachtet, wird die bittere nicht erfahren“. Eine solche „Weisheit“ wäre aber schon den Zeitgenossen Vergils wohl allzu naiv vorgekommen, selbst wenn diese „Verheißung“ von einem Hirten vorgetragen wurde. Außerdem wird durch diese Änderung der *quisquis*-Satz verselbständigt, seine Beziehung zu dem „*et vitula tu dignus et hic*“ bleibt unklar.

Dann gibt es noch die Gruppe der Philologen, die sich ähnlich wie Metellus von Tegernsee verhalten, der die fraglichen Verse ganz unerwähnt läßt: Es sind diejenigen, die auf Grund

---

11) O. Ribbeck, *P. Vergili Maronis opera*, Leipzig 1894.

der Interpretationsschwierigkeiten die Verse entweder für interpoliert<sup>12)</sup> oder aber für unheilbar korrupt<sup>13)</sup> halten. Wenn man annimmt, daß der Satz „quisquis etc.“ interpoliert ist, so bliebe Vers 109 als Halbvers stehen. Der Interpolator müßte also nicht nur einen Vers hinzugefügt haben, sondern auch den halben Vers 109 getilgt und durch einen neuen Halbvers ergänzt haben. Ein so gewaltsames Eingreifen in den Vergilttext ist aber, bei der Ehrfurcht vor Vergil, die die meisten Philologen seit der Antike auszeichnet, kaum denkbar.

Angesichts all dieser Deutungsversuche, die das Unbehagen gegenüber diesem Text nicht beseitigen, kann man nur entweder wie J. Perret<sup>14)</sup> resigniert feststellen, daß der Text völlig verderbt sein muß, – oder aber man kann noch einmal versuchen herauszufinden, wo genau der Text verderbt ist, um dann eine Heilung vorzunehmen.

Bei allen Interpretationen ist es immer wieder eigentlich nur das eine Wort „metuet“, was Anstoß erregt und sich gegen eine harmonische Einfügung in den Kontext sperrt. Ribbeck hatte ja schon vermutet, daß es statt „aut metuet“ „hau temnet“ heißen müßte. Aber metuere und temnere bezeichnen beide eine abwehrende Haltung der Liebe gegenüber, so daß durch die Änderung für das Verständnis des Satzes nichts gewonnen ist.

Nach all diesen vergeblichen Heilungsbestrebungen soll im folgenden zunächst einmal versucht werden (was bisher versäumt wurde), sich Klarheit darüber zu verschaffen, wie es in der Überlieferungsgeschichte dieses Textes zu diesem offensichtlich nicht ursprünglichen „metuet“ gekommen sein kann.

Das früheste Zeugnis für die Lesart „metuet“ findet sich bei Servius (4. Jahrhundert), aber auch alle späteren Handschriften bieten nur diese Lesart. Es muß also schon vor dem 4. Jahrhundert in dem Überlieferungsstrang, auf dem unsere Kenntnis des Vergilttextes beruht, die Änderung der ursprünglichen Lesart in „metuet“ erfolgt sein.

Um herauszufinden, mit welchem Wort man in der Zeit vor dem 4. Jahrhundert das Schriftbild von „metuet“ verwechseln konnte, muß man sich das Wort „metuet“ in einer der Schriften geschrieben vorstellen, die in der Zeit vom 1. vorchristlichen bis zum 4. nachchristlichen Jahrhundert üblich waren.

12) C. G. Heyne, P. Vergilius Maro, opera, Leipzig 1803, S. 77.

13) J. Perret, Les Bucoliques, ed. introd. et comm. Paris 1961, S. 45.

14) a. a. O.

Denkt man sich nun „metuet“ in der sog. älteren römischen Kursive (einer Schrift, die – neben der Kapitalis – zur Zeit Vergils bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. üblich war in Rom) geschrieben, so ergibt sich, daß man in dieser Schrift wegen der großen Ähnlichkeit der Buchstaben r und t<sup>15)</sup> sehr leicht ein „metuet“ auch als „meruet“ lesen konnte. Daraus nun kann man den Schluß ziehen, daß ein Schreiber auch umgekehrt etwa ein „meruit“ aus der Vorlage zunächst in ein „metuit“ verlesen hat, das dann, um es an das „experietur“ anzugleichen, später in „metuet“ geändert wurde.

Es ließe sich also auf paläographischem Wege als ursprüngliche Lesart „meruit“ rekonstruieren, so daß die Verse 109 und 110 gelautet hätten:

et vitula tu dignus et hic et quisquis amores  
aut meruit dulcis aut experietur amarus.

Nun bleibt jedoch noch zu prüfen, wie sich diese Lesart in der Interpretation dieser Verse bewährt.

Die Übersetzung der Verse würde in dieser Fassung etwa so klingen: „Sowohl du als auch dieser, ihr beide habt die Kuh verdient, – und jeder, dem entweder die süße Liebe zuteil geworden ist<sup>16)</sup>, oder der ihre Bitterkeit erfahren mag.“

Palaemon will damit sagen: „All denen gebührt der Preis, die entweder wie ihr, Damoetas und Menalcas, in eurer heilen Hirtenwelt, die Liebe ungebrochen genießen können – oder aber die die Liebe in ihrer Verwehrt- und Verstelltheit bitter erfahren.“ Mit der ersten Hälfte der Aussage umschreibt Vergil die Liebe, wie sie in die Welt der bukolischen Dichtung paßt, in der selbst die unglückliche Leidenschaft grundsätzlich heilbar ist<sup>17)</sup> oder wie ein Platzregen kommt und wieder vergeht<sup>18)</sup> –. Mit der zweiten Hälfte der Aussage weist Vergil über den Bereich der

15) eine Verwechslung von r und t findet sich auch in P, wo Ecl. X, 53 statt „teneris“ „tenetis“ überliefert ist. Ähnliche Verwechslungen finden sich z. B.: Aen. XII, 379, wo M *trota* hat, das von M<sup>1</sup> zu *rota* verbessert ist. Umgekehrt ist Aen. XII, 349 das *trotam* (M) von M<sup>1</sup> zu *totam* verbessert. Aen. XI, 59 hat P *rolli*, das in *tolli* verbessert ist.

Vgl. zur Bedeutung der älteren römischen Kursive für die Überlieferungsgeschichte antiker Texte: F. Brunhölzl, Zur Überlieferung des Lukrez. *Hermes* 90, 1962, 97ff.

16) zu „merere amorem“ vgl. auch Horaz S. I, 1, 87.

17) vgl. Ekl. II, 73.

18) vgl. Ekl. II, 80. 81.

Hirtendichtung hinaus auf die Art der Liebeserfahrung, wie sie Vergil in der zeitgenössischen subjektiverotischen Elegie dargestellt fand<sup>19)</sup>. Vergils Hirtendichtung versteht sich als Alternative (aut ... aut) zur Liebeselegie, ohne jedoch die eine Dichtung höher gestellt wird als die andere, – beide haben ihre Berechtigung<sup>20)</sup>. Daß hier auf zwei Dichtungsarten angespielt wird, ist nicht ohne Entsprechung in der Ekloge, wo in Vers 84–95 ebenfalls verschiedene Dichtungen – dort lobend und verurteilend – besungen werden.

Blickt man nun noch einmal zurück auf die früheren Bemühungen um eine Deutung des Textes in der überlieferten Form (mit metuet), so erkennt man jetzt noch deutlicher, wie krampfhaft alle Interpretationen waren. Dagegen wirkt der Satz durch das wiederhergestellte „meruit“ als Schiedsspruch des Palaemon gelassen ausgleichend.

Aber, als habe sich Vergil mit dem behutsamen Hinweis auf die elegische Dichtung (aut experietur amarus) schon zu weit über die Begrenztheit der bukolischen Welt hinausgewagt<sup>21)</sup>, schließt er etwas abrupt:

claudite iam rivos, pueri, sat prata biberunt!

Die Weiden haben sich satt getrunken. Natur und Menschen haben ihr Genügen. Wie es in der Ekloge V. 82. 83 hieß: „dulce satis umor, ... mihi solus Amyntas“, so entsprechen sich zum Schluß auch das „quisquis amores meruit dulcis“ und das „sat prata biberunt“.

Marburg

Anna Elissa Radke

---

19) wohl vor allem bei Gallus.

20) erst in der 10. Ekloge versucht Vergil, bukolische und elegische Daseinserfahrung zu vereinigen.

21) vgl. auch den Themenwechsel nach V. 75, wodurch Vergil ein Hinübergleiten ins Elegische vermeidet.